

Jörg Streese

DAS SCHWEIGEN
DIE SPRACHE
DER AUFBRUCH

Stationen einer Jugend vor dem Hintergrund der Bremer Straßenbahn-Unruhen 1968

Bremen 1992

BREMEN 1968

Am Montag dem 22. Januar 1968 diktierte Hermann Rademann als Sprecher des "Unabhängigen SchülerBundes" (USB) Hans Koschnick vor rund 10.000 Bremer/innen auf der Domsheide unter brausendem Beifall zwei Hauptforderungen: Beibehaltung der alten Fahrpreise für Busse und Straßenbahnen sowie Absetzung des Polizeipräsidenten von Bock und Polach. Seine Rede schloß mit der ultimativen Drohung: "Wenn die Straßenbahntarife nicht fallen, kommt Bremen nicht zur Ruhe!" Zwei Tage später mußte der damalige Bürgermeister und Präsident des Senats an gleicher Stelle verkünden, daß die Forderungen teilweise erfüllt würden.

Welche Ereignisse und Entwicklungen hatten dazu geführt? Wie konnte ein frischgebackener, gerade erst der Schulbank entronnener Student einem Regierungschef solche Zugeständnisse abringen, statt sich mit solchen Forderungen lächerlich zu machen?

Im Dezember 1967 informierte die Bremer Straßenbahn AG die Öffentlichkeit über eine geplante abgeschichtete Erhöhung der Preise um rund 15 Prozent. Innerhalb des USB, der in Bremen in diesen Jahren weitgehend die außerparlamentarische Opposition - seit Dezember 1966 regierte in Bonn die Große Koalition - gegen die Notstandsgesetze und den Vietnamkrieg darstellte, wurde diskutiert, ob dagegen nicht "mobilisiert" werden könne. Ausgangspunkt dafür war die "Lila Eule", wo linke Kreise der SPD um Olaf Dinné und Gert Setje mit Teilen der Gewerkschaften und der "neuen Bewegung" an den Schulen nächtelange und sonntagvormittägliche Diskussionen führten. Vom USB gab es wiederum Beziehungen vor allem zu Günter Abramzik und später zu Wolfgang Schiesches, beides Pastoren, und zu liberalen Teilen Schwachhausens und der Presse. Man war geteilter Meinung über die Möglichkeit, Protestaktionen gegen die Preiserhöhung zu organisieren, und größtenteils skeptisch.

So waren es denn gut ein Dutzend Schüler des USB, die sich am Montag, den 15. Januar 1968, dem Tag des Inkrafttretens der Preiserhöhung, auf die Schienen setzten, schnell auf rund 50 anwuchsen und nach kurzer Zeit von der Polizei weggetragen wurden. Immerhin, Bus und Bahnverkehr kamen am neuralgischen Knotenpunkt der Domsheide schnell zu erliegen. Beide Bremer Tageszeitungen berichteten ausführlich und teilten mit, daß es am Dienstag weitergehe.

AUS 15 WERDEN 5000

Am Dienstag waren es schnell rund 1.500 Menschen, die auf den Schienen standen, zuviel zum Räumen, auch unter Einsatz des Wasserwerfers. Am Mittwoch sind es 3.000, und die Polizei hat den gesamten Domshof abgeriegelt. Der Einsatz ihrer Wasserwerfer wird mit begeistertem Gejohle beantwortet. Greiftrupps schwärmen aus und verhaften 80 Jugendliche; erst gegen 22 Uhr herrscht wieder Ruhe.

Am Donnerstag ist die Innenstadt schwarz vor Menschen, es ist kaum noch zu schätzen, wieviele es sind. Es wird der große Tag des Bremer Polizeipräsidenten von Bock und Polach (aber anders, als er dachte), der in Feldherrnpose und mit Anfeuerungsrufen "Draufhauen, draufhauen, nachsetzen!" seine Beamten zum Sturmangriff treibt. Beide Tageszeitungen berichten distanzierend und zweiseitig, u.a. über 130 Festnahmen.

Die drohende Eskalation sah wohl innerhalb der Staatsriege einzig Senatsdirektor Waldemar Klischies hellstichtig, der die Initiative ergriff und unter Vermittlung von Pastor Abramzik eine nächtliche Versammlung der Schülergruppen und sonstiger Initiatoren zu Wege bringt, in der debattiert wird, wie ein Desaster am Freitag zu verhindern ist. Klar war: Wenn es kein Einlenken des Senats gibt, was konkret bedeutete, daß die Polizei nicht präsent sein durfte, würde es furchtbar werden. Zum Glück konnte sich Klischies, der dies wohl genauso sah, in hektischen Telefongesprächen durchsetzen.

Der Freitag wird ein Riesenerfolg der Bewegung. Die Polizei ist nicht zu sehen, sondern bleibt irgendwo im Hintergrund. Das gesamte Marktgebiet ist schwarz vor Menschen. Einige SPD-Abgeordnete diskutieren, unter ihnen der einzige "Mann" im Senat, Bürgermeisterin Annemarie Mevissen, die Koschnik vertrat, der lieber in Düsseldorf war; der USB hat "Flüstertüten" (Megaphone) und eröffnet damit an verschiedenen Stellen Diskussionsforen. Eine ungeheure Aufbruchstimmung macht sich breit, nicht zuletzt deswegen, weil es absolut ruhig und friedlich ist und alles miteinander redet. Beherrschende Thema ist die von uns (USB) eingebrachte Position, daß nach dem Eintreten der SPD in die große Koalition, es keine parlamentarische Opposition mehr gibt und das dies zur Folge haben muß, daß wir (oder die Bürger) unsere Interessen selbst vertreten müssen: am Arbeitsplatz, in den Schulen und Universitäten. Unsere Gesellschaft muß von Grund auf demokratisiert werden, und das setzt freie, "permanente" Meinungsäußerung in den Betrieben, Schulen und Universitäten mit dem Ziel einer demokratischen Bewußtseinsveränderung voraus. Dafür sind wir hier auf der Straße. Das die Tariferhöhung der Bremer Straßenbahn AG alle parlamentarischen Hürden widerstandslos überstanden hatte, war unser Aufhänger und Beweis für diese Position.

Wolfgang Schiesches: *"Der Grundgedanke der außerparlamentarischen Opposition ist, daß es keine Demokratie ohne Demokraten gibt. Deshalb geht unser Bemühen um die Bewußtwerdung, die gesamte Bevölkerung in der BRD politisch zu interessieren und zu selbständigen Meinungsäußerungen zu bringen."* (in: ANZEIGER, 1968)

Nachdem sich der Betriebsrat der AG "Weser" mit den Schülern solidarisiert hatte, meldete sich auch Bonno Schütter zu Wort, stellvertretender Betriebsratsvorsitzender von Klöckner, unterstützte die Forderungen der Schüler und Lehrlinge und kündigte an, dieses in den

Betriebsrat einzubringen. (Ein Großteil der Belegschaft des Stahlwerkes wohnte in der Vahr und war auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen.)

Das war eine neue Qualität mit entscheidenden Konsequenzen für die regierende SPD. Als dann am Montag Hermann Rademann Koschnick seine Forderungen diktierte, hatte vor ihm Bonno Schütter die Solidarisierung des Betriebsrates und des Klöckner-Vertrauenskörpers bekanntgegeben. Diese unerwartete punktuelle Gemeinsamkeit mit einem Teil der Arbeiterschaft und die breite und völlig uneinschätzbare Spontanität der Schüler/innen und Lehrlinge zwangen den Senat in die Knie.

Am Mittwoch gab Koschnick die teilweise Rücknahme der Tarife bekannt.

BLICK AUS DER INNENPERSPEKTIVE

Was trieb da fünf Tage lang völlig unerwartet auf die Straße, durch kein Flugblatt mobilisiert, durch nichts organisiert?

Was brachte 15-16jährige Jugendliche (in Schlips und Kragen, denen man eher die Tanzstunde als die Rebellion ansah) dazu, mit solcher Leidenschaft und Unerbittlichkeit der Staatsmacht zu trotzen?

So recht weiß das keiner.

Daß die Revolte von 1968 eine der Jugend war, steht genauso außer Frage wie die Tatsache, daß es nicht nur um die 10 Pfennige ging.

Und, daß die Revolte von leidenschaftlichen und moralischen Gefühlen getragen war, die aus tieferen Motiven gespeist wurden, als die politischen Forderungen ahnen ließen.

Leidenschaftliche Gefühle dieser Art begleiten vor allem den Ablösungsprozeß Jugendlicher von der elterlichen Welt, weil in ihm alle moralischen und ethischen Normen der Eltern "auf den Kopf gestellt", neu definiert und gegen die Eltern (und die Gesellschaft) durchgesetzt werden müssen. Und gegen die "Alten" richtete sich damals der Protest: "Trau keinem über 30"

Manchmal findet dieser individuelle Ablösungsprozeß öffentlich statt, wie in den Jahren zwischen 1964 und 1968, weil sich dieser individuell-biografische Konflikt mit sozioökonomischen Widersprüchen vermischte. Wenn das geschieht, bekommt der individuelle Konflikt mit den "Vätern" und "Müttern" eine besondere Qualität und Intensität. Individuelle Konflikte, Träume und Hoffnungen treten öffentlich zutage und mischen sich mit kollektiven Phantasien und gesellschaftsbezogenen Utopien. In einem solchen Fall wird daraus eine "neue" soziale Bewegung.

Weil die unerwartete Heftigkeit dieser Revolte wie der in keiner Relation dazu stehende Anlaß auf tiefere Motive schließen läßt, will ich den damaligen Prozeß aus der Sicht eines Beteiligten beschreiben. Ich glaube, daß sich die Dialektik nur von dort her erschließen läßt, in der sich individuelle Motive unlösbar mit den gesellschaftlichen Umständen gemischt haben.

Dabei möchte ich auf einen Vorgang aufmerksam machen, der in der Psychologie als Wiederholungszwang bekannt ist. Er besagt, das wir - besonders in Konfliktsituationen - Lösungen suchen, die wir von kleinauf kennen, auch dann, wenn wir die negativen Folgen ahnen. Es ist ein oft hartnäckiger innerer Drang, der die Wiederherstellung eines früheren Zustandes anstrebt, eines vorbewußten Zustandes, der uns seelisch näher ist als die später erworbene Fähigkeit, reflektiert zu reagieren.

Wenige Jahre nach dieser antiautoritären Revolte rutschte die Bewegung in die doktrinären Denkschemata marxistischer Organisationen und vollzog damit noch einmal das Schicksal ihrer Eltern, auf soziale Veränderungen und Verunsicherungen nach 45 nicht mit Lebendigkeit, sondern mit seelischer Erstarrung zu reagieren. Dies Schicksal begleitet uns bis heute, bis in die starren Abschottungen zwischen den Neuen Sozialen Bewegungen, zwischen Psycho-, Öko-, Frauen- und sonstigen Fraktionen.

Wie dies geschehen konnte und was das mit unserer Nachkriegsgeschichte zu tun hat, damit werde ich mich in diesem Aufsatz beschäftigen.

TRÜMMER

ARBEIT

ORDNUNG

SAUBERKEIT

Jahrgang 1947, wurde meine Kindheit und die meiner Generation von den frühen 50er Jahren geprägt, und meine/unsere Ablösung von der häuslichen Welt fiel mitten in die 60er Jahre. Diese Zeit war in einem heute nur noch schwer vorstellbarem Maße vorschreibend, kontrollierend, eng, autoritär und spießbürgerlich. Der Arbeitstag lag kaum unter 10 Stunden. Meine Mutter, Angestellte in einem Kleinbetrieb, kam selten früher nach Hause. Den Weg von Huckelriede zu den Stadtwerken am Bahnhof, wo mein Großvater beschäftigt war, lief er jeden Tag zu Fuß. Das "Wirtschaftswunder" war weniger ein Wunder als vielmehr extensive Arbeitskraftausbeutung.

Die Mädchen schminkten sich heimlich an der Haltestelle auf dem Weg zur Schule und schminkten sich ab, wenn es nach Hause ging. Die Teppichfransen wurden mit der gleichen Akribie unter Benutzung eines Fransenkamms geordnet, wie wir unsere Haare in Ordnung bringen mußten, wenn wir das Haus verließen. Im Weltbild unserer Eltern gab es nichts Schlimmeres als eine unordentliche Frisur. Also gerade da, wo Individualität am ehesten ihren körpereigenen äußeren Ausdruck finden konnte, waren die Vorschriften am härtesten. Dagegen entwickelten wir, so gut es ging, ein ausgeklügeltes inneres und äußeres Warnsystem und entsprechende Umgehungsstrategien.

Wir lebten damals als Kinder und Jugendliche in zwei Welten: in der offiziellen, von Erwachsenen beherrschten Welt paßten wir uns an, in der eigenen, in Nischen gelebten Welt (in der es noch erwachsenenfreie Zonen gab, z.B. die Trümmergrundstücke, die es überall noch gab, versuchten wir unsere eigene Welt zu suchen, uns selbst zu finden. Mit selbstgebastelten Detektorradios hörte ich unter der Bettdecke amerikanische "Neger"-Musik, denn schon der Anblick von farbigen amerikanischen GIs auf der Straße löste bei meiner Mutter und bei meinen Großeltern Erschrecken und Feindseligkeit aus, aber für uns waren sie diejenigen, die die neue Zeit brachten.

Meine/unsere Eltern begriffen die barbarische Seite des Nationalsozialismus als "Ausrutscher" und zogen aus Hitlers sog. Dritten Reich die Konsequenz, man müsse noch strenger auf Sitte, Ordnung und Sauberkeit achten, damit "so etwas" nicht noch einmal passiere. Ausrutscher, sittliche Verfehlungen erfüllen einen mit Scham und Peinlichkeit, und darüber redet man nicht. Stattdessen verfiel die Nation gleichsam in einen Sauber-

keitsrausch, womit man sich von der "schmutzigen" Nazi-Zeit sauberwusch, begleitet von einer Ordnungswut, mit Deckchen und Resopaltisch, um auch dem geringsten "Dreck" den Garaus zu machen. Jedes individuelle "Anderssein" verursachte bei ihnen innere Panik und aggressive Ablehnung. Öffentlich wurde jeder, der gegen den Strom schwamm, niedergemacht. Für Ludwig Erhardt waren nichtangepaßte Intellektuelle "Pinscher". Man wollte uns damals beherrschen, wir sollten so werden wie sie, wie alle, nur nicht auffallen. Die innere Verfassung unserer Eltern ertrug kein individuelles 'Anderssein'. "Der Gehorsam ist ebenso die Voraussetzung jeder Erziehung wie der gesamten Persönlichkeitsbildung" heißt es kursiv gedruckt gleich auf der ersten Seite in einem Standardwerk der damaligen Zeit, dem "evangelischen Elternbuch" von Otto Schließke (Stuttgart 1954), und ein paar Zeilen weiter: "Am Anfang der Erziehung muß der bedingungslose Gehorsam und am Ende der freiwillige stehen." Und gleichlautend stand es in unseren Sozialkundebüchern. Das war 10 Jahre nach dem Faschismus. Und das war nicht nur Anspruch, sondern Realität.

Die innere Not, die für die meisten der Zusammenbruch des eigenen Weltbildes durch das Ende des Faschismus mit sich brachte, hatte ja auch die Seite, daß da eine Männergeneration "nicht siegreich, sondern gedemütigt, zerlumpt und ausgehungert in ein zerstörtes, von fremden Mächten besetztes Land zurück kam. Ehemals unbezweifelte Ideale galten nicht mehr." Die Unfähigkeit zu trauern meint einen mit seelischer Erstarrung einhergehenden kollektiven Abwehrprozeß gegenüber dieser tiefen Depression (M.u.A. Mitscherlich). Sie äußerte sich in einer völligen Unfähigkeit, darüber zu reden. Vor allem über die eigene Rolle darin.

Die Entlassung aus der autoritären (Verhaltens-)Diktatur in die Freiheitsstrukturen der Demokratie, die vom einzelnen Selbstinitiative verlangen und Eigenregulation, trafen eine darauf überhaupt nicht vorbereitete, ja gerade dagegen erzogene Generation. Gegen diese Verunsicherung klammerte man sich an den scheinbar überzeitlichen Tugendkatalog, der seit Kaiser Wilhelm in Deutschland kulturprägend war, der dem Nationalsozialismus schon seine individuelle psychische Grundlage verschafft hatte: Disziplin, Ordnungsliebe, Pflichtbewußtsein und Treue. Sein jetziger Sinn war: "Wenn wir jetzt ganz besonders artig sind, ist die Weltgeschichte auch wieder lieb zu uns." Franz-Josef Strauß: 'Wer so hart arbeitet wie das deutsche Volk, der darf sich mit Recht verbitten, immer wieder an die Vergangenheit erinnert zu werden'.

Der Lohn für diese Anpassungsleistung war in den Schaufenstern zu bewundern. Der sich entwickelnde moderne Warenkapitalismus, der anfang, für seine ständig neuen Produkte ständig neue Bedürfnisse zu schaffen, kam zu uns sinnlich, also "durch den Bauch", in Form von Kaugummi, Nietenhosen, Rockmusik, Plastikgeschirr, Nylonstrümpfen, bügelfreien Nylonhemden, elektrischen Küchengeräten, Petticoats und Pferdeschwanz.

DAS SCHWEIGEN

Aber gleichzeitig herrschten auch noch die alten asketischen Normen vor. Mein Großvater schaltete grundsätzlich den Fernseher ab, wenn Werbung kam: die hatte bei uns zu Hause nichts zu suchen, war etwas Fremdes, das einfach "weggemacht" wurde.

Die neuen Verhaltensweisen ersetzten die alten vom Faschismus geprägten, die nicht mehr sein durften, aber noch in den Menschen waren. Das ging wohl nur dort recht widerspruchslos vonstatten, wo noch keine gefestigten Persönlichkeitsstrukturen herausgebildet waren: bei uns, bei der Jugend. Bei den älteren Generationen führte es zu Verhaltensunsicherheiten, die sich hinter rabiat vorgetragenem normativem Bewußtsein verbarg. Und über dem allen lag eine Glocke der Sprachlosigkeit, ja des Schweigens.

Es gibt eine Art des Schweigens, die wie eine tödliche Waffe wirkt. So habe ich es empfunden.

Für mich war dies Schweigen, mit dem das Leben - und vor allem meins! - in die kleinkarierte Ordnung gezwängt werden sollte, die prägendste Erfahrung meiner Jugend. Mein Gefühl sagte mir, daß hinter diesem Schweigen sich etwas versteckte. Aber ich hatte keine Ahnung was. Was konnte nur so furchtbar sein, daß es so verborgen gehalten werden mußte?

Meine öffentlichen Erfahrungen in der Schule sahen nicht anders aus. Sie lassen sich in ein paar Schlüsselszenen beschreiben. Die erste erlebte ich in der Grundschule - es muß 1956 gewesen sein. Wir waren mindestens 40 Kinder in der Klasse, und ein Mädchen, das "rumagierte" und von der Lehrerin, einer ältere Frau, wohl nicht "stillzukriegen" war, wurde daraufhin von ihr in der Schulbank mit den Trägern ihrer eigenen Schürze festgebunden. Ich erinnere mich, wie die Klasse den Vorgang lauthals mit Gelächter, Schadenfreude und Johlen begleitete, und an meine eigene Reaktion, die ein wohliges Wahrnehmen der Demütigung dieses Mädchens war und das gleichzeitige Erschrecken über die Maßlosigkeit dieser Vernichtungswut. Unser Gelächter sollte das Signal für den Lehrer, den Aggressor sein, daß wir ihn akzeptierten und darum baten, er möge von seinen Schlägen ablassen, und es war gleichzeitig das höhnische Lachen der Davongekommenen, die ihre eigene aufgestaute Angst in diesem Gelächter entluden.

Das war es: Das Ausmerzen des Andersartigen, des Nichtangepaßten, das Bloßstellen vor der Masse der Eingeschücherteten, das Lenken der Volkswut auf den Volksfeind.

Ich habe dies in meinen Schulerfahrungen als ein durchgehendes "pädagogisches" Prinzip erlebt. Was für eine Grenzenlosigkeit menschlicher Destruktivität deutete sich in diesem Ordnungsdenken an, war immer noch lebendig? Solche Erfahrungen produzierten bei mir zugleich Angst und Empörung, und die beunruhigende Frage, wozu diese Erwachsenen noch fähig sind. Später habe ich dies deutlicher benennen können: Wozu wäre diese Lehrerin 20 Jahre früher wohl noch fähig gewesen, wenn das Mädchen eine Jüdin gewesen wäre?

War es die Existenz dieser Destruktivität, die so verzweifelt unter der Normalität verborgen gehalten wurde? Aber mit wem hätten wir damals darüber reden sollen?

Ein paar Jahre später kam ich aufs Gymnasium am Barkhof, in die 5. Klasse, 60 Jungs, es fehlen Stühle, ungefähr sechs von uns mußten stehen. Mir ist nur noch dieser eine Satz des Klassenlehrers in Erinnerung, ich glaube sogar, es war der erste Satz überhaupt, den er zu uns sagte, : "Bis zum Halbjahr müssen hier 20 raus", und unser aller zaghaftes Gelächter darauf. Über unsere Angst zwischen uns kein Wort. Jeder verkroch sich, so gut er konnte. 60 kleine, verängstigte, in Schlips und Kragen gezwängte Körper, dafür in den Pausen ruppig, tobend und aggressiv.

Mein Klassenlehrer, Christ, aktiver Pfadfinder und Religionslehrer, läßt von uns als Vorbereitung der Elternabende im Religionsunterricht ostpreußische Heimatlieder einstudieren. Kein Aufstand. Kein Protest. Keine Diskussion. Die meisten duckten sich weg, taten, als sei nichts, so, wie ich es mir beschrieben ließ, wie sich die Väter im Krieg versuchten unsichtbar zu machen. Aber wir hatten keinen Krieg mehr - oder doch?

Ich kann das nicht fassen, quittiere den Dienst, indem ich mich als Nichtgläubig bezeichne, und brauche damit nicht mehr mitmachen. Meinen schulischen Weg hat es nicht gefördert.

Jürgen Habermas u.a. bekommen 1961 (also 15 Jahre nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus) durch eine Untersuchung unter Studenten heraus, daß sich weniger als der zehnte Teil der Befragten für den Erhalt der Demokratie einsetzen würde. Das war die Generation, die in den 30er Jahren geboren und im Nationalsozialismus sozialisiert worden war und wenige Jahre später unsere Lehrer wurden! Die Untersuchung wurde später von Herkommer durch eine ähnliche über demokratisches Verhalten von Schülern an Schulen und mit ähnlichen Ergebnissen ergänzt, die später in der Schülerbewegung immer wieder zitiert wurde für die Unfähigkeit dieses Schulsystems, demokratische Verhaltensweisen zu fördern.

Was hätte hier als Vor-Bild fürs eigene Leben dienen können? Zunächst nur: nicht so zu werden wie sie, Rückzug in Nischen und innere Verweigerung. Ich lese Jerry Cotton, Perry Rhodan und Landser-Romane und schwöre, alles zu verweigern, was mit Uniformen zu tun hat. Dies war eine auf Dauer hilflose Haltung, aber immerhin, es war der Versuch, eine zu finden.

DIE SPRACHE

Zum Glück hatte ich einen lesenden Großvater. Abends, wenn alles im gemeinsamen Wohnzimmer saß, wenn für die Großmutter der Fernseher lief, saß mein Großvater in seinem Lehnstuhl, vor sich ein Glas Rotwein, und las. Es gab also Möglichkeiten, dem Druck des Alltags zu entkommen, denn mein Großvater geriet über seine Büchern in eine Selbstversunkenheit, die mich nicht mehr losließ. Wo war er da, wenn er so selbstversunken war? In welchen Welten ging er spazieren? Welche Geheimnisse lockten ihn zwischen die Buchdeckel? Welche Freiheit und Unabhängigkeit tat sich da auf?

Mein Freund Knut war ebenfalls eine Leseratte. Nun landete das Taschengeld bei dtv. Wir saßen zusammen unter einer Stehlampe (!) und lasen. Und redeten. Nicht über uns, Gott bewahre. Aber über das Gelesene. Hier, in der Literatur, fühlte ich mich zum ersten Mal wirklich gemeint: Ich, ein herumgetriebenes Wesen, in dem sich Macht- und Ohnmachtsgefühle unkontrolliert abwechselten, wo sich bedrohliche Ungeheuer und tröstende Feen in den Nächten tummelten, auf der rastlosen Suche nach etwas Undefinierbarem, von dem ich nur wußte, daß es in der von mir erlebten Erwachsenenwelt nicht zu finden war.

Aber in der Literatur gab es die Feen und Ungeheuer, gab es Figuren, die ähnlich herumgetrieben waren:

*"Durch soviel Formen geschritten,
durch Ich und Wir und Du,
doch alles blieb erlitten
durch die ewige Frage: wozu?"*
(G.Benn, Nur zwei Dinge, 1953)

Eine Tür war aufgestoßen worden. Bei Günter Abramzik (Dom-Prediger) und Heinz Ide (Studienrat am Alten Gymnasium) saßen wir in den Volkshochschulkursen, lasen Benn, Brecht, Döblin, Dada, Kafka, Sartre, Camus, die Autoren der "Gruppe 47" und merkten, daß es Sprach-Welten gab, die uns mehr bedeuteten, als das, was wir um uns herum "erlebten".

Grass: "Katz und Maus". Ich lernte Mahlkes übergroßen, nie stillstehenden, nicht ruhig zu kriegenden Kehlkopf kennen. Gab's da nicht auch so was bei mir? Und wenn andere dies ebenso fasziniert lasen, schwammen sie in den gleichen Unsicherheiten wie ich?!

Das blieb jedoch Vermutung, innerer Monolog. Immerhin: hier, in den sprachlichen Bildern der Literatur war mir das sagbar, was ich im umgangssprachlichen Raum nicht auszudrücken wagte. Die Onanierschilderungen der anderen, später dann die sexuellen Erfolgsmeldungen der Mitschüler, die ich fasziniert und angewidert zugleich wegen ihrer Protzigkeit nicht mochte - nur in der Literatur fand ich Darstellungsweisen, die meine ambivalenten sexuellen Gefühle ausdrückten. Die Welt der Erwachsenen schwieg dazu. Dies war eines ihrer mit tiefsten

Schweigen umgebenen Tabus. Als damals am Gymnasium am Barkhof eine junge Sportreferendarin regelmäßig aus den Sportstunden in schwarzer Strumpfhose und Pulli drüber durch die Schule ins Lehrerzimmer ging, gab es einen Skandal im Kollegium und unter uns Schülern ein neues Idol.

Das alles bekam damals auch seinen körperlichen Ausdruck: Schwarze Hosen, schwarze Rollkragenpullover (ich bevorzugte jahrelang mausgrau), die schwarzen Gauloise mußten es sein: Absage an die Ödnis dieser Welt, Flucht in intellektuelle Gegenwelten, galt es doch, nur der einen Frage nachzugehen: wozu das alles?

In meinem Umkreis, und der war recht groß, gab es (als Lehrer) aber außer Ide und Abramzik keine mir bekannten glaubwürdigen Erwachsenen, denen man das Erschrecken über die durchlebte Barbarei des Nationalsozialismus als Erschütterung ihrer geistigen Existenz anmerken konnte, in denen sich Menschlichkeit als individueller Widerstand gegen die Geschäftigkeit der damaligen Zeit bewahrt hatte. Die beiden waren deshalb in ihrer Bedeutung für uns gar nicht zu überschätzen. Es war ihre geistige Haltung, die uns beeindruckte, nicht so sehr ihr großes Wissen. Es war ihre Fähigkeit, ihr Erschrecken über die menschliche Natur in eine existenzielle Fragehaltung und grundsätzliche Infragestellung zu bringen.

Das war in meiner Entwicklung ein wichtiger Schritt: Meine ganz individuelle Verweigerung bekam sozusagen einen geistigen Hintergrund. Aus einer Ahnung wurde eine formulierbare Fragestellung, eine geistige Haltung, die nach entsprechender "Nahrung" suchte. 1966 hielt ich die Abschlußrede für den Jahrgang, in der folgende Passage enthalten war:

"Wenn wir heute über Aufgaben der analytischen Geometrie brüten und voller Freude am Ende die Gleichung $v = \text{Wurzel aus } x + y$ erhalten, so wissen wir zwar, daß es die Funktion für einen im Koordinatenursprungspunkt liegenden Kreis ist, doch gleichzeitig wissen wir, daß unendlich viele Kreise diese Bedingung erfüllen. X und Y sind variable Größen, das heißt, sie entbehren der Eindeutigkeit. Und mit dem Schritt von der Eindeutigkeit einer Aussage in ihre Vieldeutigkeit hat sich auch unser Standpunkt und unser Denken geändert. Zweifellos eine entscheidende Entwicklung. Mit jener kritik- und fragelosen Betrachtung unserer Umwelt, das sich in Sätzen wie: "Ich bin der Überzeugung, daß ..." und "ich glaube aber" niederschlug, jene Welt des Eindeutigen, in der sich unser Leben abspielte, jene Betrachtungsweise wurde in der Oberstufe Schritt für Schritt abgebaut und gab Raum für die 'Frage', gab Raum für ein Denken, welches die Frage als wichtigstes Merkmal trug: Die Frage nach dem Wozu?"

Ich gebe zu, daß in dieser Haltung - wie hätte es auch anders sein sollen, etwas elitäres steckte - oft mit zynischen Zügen.

DER AUFBRUCH

Mitte der 60er Jahre tat sich was. Die Beatles und die mit ihnen entstehende Popmusik forderten uns öffentlich auf, neugierig auf den eigenen Körper und den der anderen zu sein, und vermittelten uns weltweit eine einzige Botschaft: Lebe jetzt und genieße alles! Genau das wollten wir hören.

Tanzen ohne Regeln. Leben ohne Regeln? Eine wunderbare Vorstellung nach diesen Jahren. Der Genuß von Drogen (LSD und Haschisch) verschaffte Gemeinsamkeitserfahrungen, die bis dahin in dieser Intensität unbekannt waren. Überhaupt: Die normverletzende Kraft freierer sexueller Beziehungen, die jetzt entstanden, brachten eine ganze Generation von Jugendlichen in gleichartige Konflikte mit den Erwachsenen und ermöglichte eine Labilisierung der herrschenden und eigenen Normen.

Die Antibabypille, die zu Beginn der 60er Jahre langsam nach Deutschland kam und die problemlose Entkopplung von Sexualität und Fortpflanzung für uns möglich machte, wurde uns vorenthalten. Wir zitierten damals in einem Flugblatt den Leiter einer Arbeitsgruppe der EKD: "Eine kleinkarierte Rache der Gesellschaft, Jugendlichen, von denen man sehr genau weiß, daß sie in sexuellen Beziehungen stehen, Verhütungsmittel zu verweigern" (Flugblatt). Das saß; wir merkten, daß unsere Argumente gut waren: Lehrer und Eltern hatten nur noch Verbote aufzubieten.

Wie ein langsam heraufziehendes Gewitter trat der Vietnamkrieg immer deutlicher durch die Massenmedien ins Bewußtsein. Wir mußten erkennen, daß auch in Amerika, dem Land, aus dem bisher all unsere Idole kamen, Jugendliche in Opposition zum eigenen Land standen. Im eigenen Land zerstörte die Rezession 1966/67 die Legende vom ewig dauernden deutschen Wirtschaftswunder. Zu der Brucherfahrung für die Jugend trat eine Brucherfahrung bei Teilen der Arbeiterschaft und führte 1969 zu spontanen Arbeitsniederlegungen, den sog. Septemberstreiks. Das hat unseren Blick über den Tellerrand der Schule auf die größeren gesellschaftlichen Zusammenhänge gelenkt. Jetzt, wo unübersehbare politische Widersprüche auftraten, begann die Notstandsdebatte, und die SPD ging in die Große Koalition: Gerade jetzt, wo eine funktionierende Opposition gebraucht wurde, waren wir ohne. Das war die Geburt der APO, der außerparlamentarischen Opposition.

Der Tod des Studenten Benno Ohnesorg 1967 in Berlin (West), der während einer Demonstration gegen die Schahdiktatur von dem Polizeimeister Kurras von hinten erschossen wurde, war für uns ein existenzieller Schock. Plötzlich wurde uns klar, daß wir demnächst auch Studenten sein würden, und daß gegen etwas zu sein kein Spiel mehr war. Aber das war in Berlin. Bremen wachte gerade erst auf. Ich war "Chefredakteur" und Herausgeber der Bremer Schülerzeitung "a" geworden, denn die Schülerzeitungen waren damals der einzig denkbare Ort kritischer Auseinandersetzungen in der Schule, und in der ersten Ausgabe vom Juli 1967 war ein Bericht von zwei 10. Klassen der Gymnasien Barkhof und Kleine Helle, die beschlossen hatten, den obligatorischen Feiertag des 17. Juni's nicht zu "feiern", sondern

"daß wir uns alle einig (waren), daß man unseren satten, zufriedenen und gleichgültigen Mitbürgern endlich einmal die völlige Sinnlosigkeit dieses Tages in seiner jetzigen Form zeigen müßte. Im einzelnen fordern wir, daß man diesen Tag zum Tag der deutschen Aktivität macht, d.h. die Schüler sollen in die Schule gehen und dort politischen Unterricht bekommen, und in Bezug auf die Werktätigen müßte man Wege finden, sie neben der Arbeit am 17. Juni politisch anzuregen."

Das war ein Ausdruck des damaligen Unbehagens. In der gleichen Ausgabe gab es einen langen Artikel über die Unterdrückungszustände in Persien und über die Berliner Demonstrationen, in dem es hieß:

"(Der Tod Benno Ohnesorg's) muß Folgen haben. (...) Die offiziellen Vertreter des Berliner Senats, insbesondere Bürgermeister Albertz, haben sich nicht gewillt gezeigt, terroristische Ausschreitungen seitens der Polizei aufzudecken (...) nein, sie billigten pauschal die Schlägereien der Polizei - sie identifizierten sich mit Form und Zweck der Vorgänge, die recht deutlich auf die brutale Statuierung eines Exempels hindeuten. (...) Nicht mehr die etablierte Gesellschaftsschicht (...) kann diese Gesellschaftsveränderung vollziehen, sondern nur die noch außerhalb der gesellschaftlichen Zwangsmechanismen stehende Schicht der Studenten".

Während also die einen 1967 noch legalistisch um eine kritische Meinungsbildung bemüht waren, hatte eine andere Gruppe von Schülern längst einen Perspektivenwechsel vollzogen: vom Opfer zum Verfolger, der den Täter identifiziert, verfolgt und entlarven will. Und der Täter wurde uns in den kämpferischen Analysen des SDS deutlich benannt: die repressive Staatsgewalt, die die freie Meinungsäußerung in den Schulen, Betrieben, Universitäten und auf der Straße mit Gewalt unterdrückt und über die Massenmedien manipuliert und in Abhängigkeit hält. Staatliche Gewalt und Unterdrückung waren die Zauberworte dieser Zeit, die den Erfahrungszusammenhang vieler von uns in diesen Jahren auf den Punkt brachten, unser Denken radikalisierten und aus unserer Opferrolle die Rolle der Handelnden werden ließ. Wir schlugen das System mit seinen eigenen Mitteln: Man hatte uns jahrelang gepredigt, daß Gewalt und Unterdrückung (mit Hinweis auf das kommunistische System) etwas schlechtes sind, weil in der Demokratie die Entscheidungen durch rationale Debatte der Interessensparteien zustande kommen. Nun wendeten wir diese Mittel an, mischten uns ein, zumal an einem moralisch einwandfreien Punkt: dem Eintreten für Menschenrechte in Persien und für die Beendigung des Vietnamkrieges und wurden von der Staatmacht von der Straße geprügelt. Diese Erfahrungen waren hochgradig mit Gefühlen aufgeladen: wir fühlten uns moralisch im Recht und waren es auch, und wir fühlten uns zudem als die einzigen, die für die Ideale dieser Gesellschaft einstanden, und die damit verbundene Empörung saugte sich richtig voll mit den politischen Analysen des SDS, die so deutlich die Täter "entlarvten". Das alles wurde spontan von vielen verstanden auf dem Hintergrund der eigenen persönlichen Erfahrungen, die sie mit ihren Lehrern oder Lehrherrn gemacht hatten, und thematisierte zugleich auch Erfahrungen mit den eigenen Eltern. Das kochte bei vielen zusammen und ergab ein brisantes Gebräu.

Deutlich wird das an drei Passagen, die aus Referaten aus den Jahren 1966, 1967 und 1968 entnommen sind.

1966 endete meine Abschlußrede noch damit,

daß uns die Schule zu einem "Denken (erziehen müsse), welches die Frage als wichtigstes Merkmal trägt: Die Frage nach dem Wozu?"

und man kann sich förmlich das Lehrerkollegium vorstellen, die einen ernst und würdevoll-getragen nickend, die anderen ein wenig in-sich-hineinlächelnd: "Naja, woll'n mal sehen, wenn da erst mal Frau und zwei Kinder sind".

1967 war ich, nun schon als Vorstandsmitglied des Arbeitskreises Bremer Schülerringe, von der IG-Metalljugend in Gewerkschaftshaus eingeladen worden, über die Ziele der Schülerbewegung zu referieren. Da hieß es dann schon:

"Die Identifikation mit dem Zwang der Verhältnisse ist ein alternativloser Zustand. Ich glaube, es ist das Dilemma nicht nur der Jugend, sondern auch der Erwachsenen, die das nicht so spüren, weil sie finanzielle Verantwortung tragen, Ziele haben, von denen sie sich nicht trennen können, aber trotzdem meine ich, es ist das Verhängnis unserer Gesellschaft, sich in diesem alternativlosen Zustand weiterzubewegen. Unsere Aufgabe ist es, das Unbehagen hervorzuholen, es zu artikulieren, die politischen und gesellschaftlichen Grundlagen des Unbehagens aufzudecken und zu versuchen, Alternativen zu finden, ohne die wir nicht aus dem Zwang des Systems ausbrechen können."

1968, wiederum in einem Referat, wird das System so beschrieben, daß es mit gezielten Regelverletzungen bekämpft werden kann:

Emanzipierte, freie Menschen wird man nicht erziehen können, "solange in der Schule Herrschaft gesichert wird durch Strafen, Zensuren, Versetzungen, geheime Lehrerkonferenzen, Dunkelzensuren und direktorale Entscheidungen über Lernende und Herrschaft über Lehrende ausgeübt wird durch Besoldungsordnungen, Dienstanweisungen, Disziplinarordnung, Amtseide, autoritäres Verhalten der Schulbürokratie und ein raffiniert ausgeklügeltes System der Ausbildung für Lehrer, das in seiner Gesamtheit lediglich darauf angelegt ist, jungen Lehrern vollends das Rückrat zu brechen. Durch Maßnahmen also, die sich jeder Kontrolle durch die unmittelbaren Produzenten, durch Schüler und Lehrer entziehen.

Schüler und Lehrer sind in einen dauernden Zustand von Angst versetzt - sie versetzen sich gegenseitig durch Abreagieren ihrer aufgespeicherten Aggresssionen wiederum in Angst und werden so zum willkommenen Instrument ihrer Unterdrücker. Angst wird zum fragwürdigen Lehr- und Lernmotiv in diesem Prozeß und verhindern die Emanzipation der Individuen in der Schule."

Der soziologische und psychologische Theoriebestand der Studenten hatte uns in Bremen erreicht. Irgendwann referierte ein SDSler aus Frankfurt auf einem Wochenendseminar, das - glaube ich - in einem Naturfreundehaus stattfand, über autoritäre Persönlichkeitsstrukturen. Dabei ging es um den familiären Prozeß, in dem die Normen der Eltern vom Kind verinnerlicht werden. Das Kind schützt sich sozusagen vor der Strafe der Eltern dadurch, daß es so wird wie sie. (Der Referent bezog sich auf Erich Fromms Schrift "Autorität und Familie.

Sozialpsychologischer Teil", erschienen 1936 in Paris.) Das war für mich wie eine Erleuchtung: so direkt hatte ich noch nie vorher das ausgesprochen gefunden, was mich/uns damals beschäftigte: die eigenen Konflikte mit den einengenden Normvorstellungen der Eltern und "ihrer" Gesellschaft.

Jetzt entdeckte ich, daß es eine ganze Wissenschaft gab, die darüber geforscht hat. Die Bedeutung, die diese Erkenntnis für mich, für uns damals hatte, ist gar nicht zu überschätzen. Den Begriff "Psychologie" gab es vorher überhaupt nicht in unserem Wortschatz. Konflikte, die bisher dunkel und nur unangenehm waren, wurden verstehbar, weil wir ihre Mechanismen erkennen konnten, und veränderbar, weil wir ihre sozialen Bedingungen sahen. Damals begannen wir zu sehen, was Selbstunterdrückung ist. Und: "Täter" wurden benannt, der "politische Perspektivenwechsel" konnte vorgenommen werden: aus der Opferrolle konnten wir in die Verfolgerrolle wechseln.

Aufbegehren gegen herrschende Normen bringt Menschen immer in Konflikt mit sich selbst, weil sie ihre elterlichen Normen mit sich herumtragen. Wir begriffen damals nicht - wie hätten wir auch? -, daß man aus inneren Gefängnissen nicht so einfach ausbrechen kann, erst recht nicht kollektiv. Das aber versuchten wir. In der Ausgabe NR. 3 unserer Zeitung "a" hieß es damals deutlich:

"Der Schulstreik als kollektiver Protest gegen die dem Schüler zugedachte Rolle zielt ab auf die Verweigerung der Ausbildung zur "autoritären Persönlichkeit"; er schafft nicht neue Widersprüche und Gegensätze in der Schule, sondern verschärft sie, um sie bewußt zu machen und Aufklärung über sie zu erlangen; er richtet sich nicht gegen Individuen oder "die" Lehrer, sondern gegen ein undemokratisches Schulsystem und die, die sich zu dessen Vollzugsbeamten degradiert haben."

Immerhin: wir konnten damals unsere individuellen Erfahrungen von Unterdrückung als Ausdruck gesellschaftlicher Bedingungen verstehen, die wir ändern wollten. Die Schule und unser Leben wurde zum Labor, in dem wir unsere Experimente mit den realen Autoritätsstrukturen machten. Es ließ in uns eine ungeheure Lebendigkeit und Phantasiefreude, eine Schärfe der Argumentation und eine intellektuelle Unerbittlichkeit entstehen: Wir wollten die äußeren Bedingungen unseres Lebens, "das System" ändern.

Hier stellte sich jedoch ein bis heute nicht gelöstes Problem: wir wurden mehr und mehr. Wir redeten nur noch von "wir", obwohl immer nur wenige redeten. Wie war das Verhältnis von Individuum und Masse zugunsten des einzelnen zu gestalten, ohne daß auf Organisation und "Masse" verzichtet wird?

Wir haben damals darüber viel nachgedacht und geglaubt, den Widerspruch über die Spontanität außer Kraft setzen zu können. Das Problem von Führern und Geführten haben wir dadurch zu lösen versucht, daß wir es von Aktion zu Aktion neu aufbauten und danach zusammenfallen ließen.

Die Jahre zwischen 1966 und 1969 waren mit intensivem Bücherlesen, endlosen Diskussionen und praktischer Opposition, z.B. durch die Zensurenkampagnen, dem Verhindern der Zensurenkonferenzen u.ä. gefüllt. Aber in den Schulen rannten wir gegen eine

Wand. Es war eine ohnmächtige Wut, zu wissen, daß unsere Opposition mit allen Mitteln, vor allem mit Zensuren unterdrückt wurde. Da war dann zwischen Mensch und Lehrer nicht mehr zu unterscheiden, der Täter war das "System", der autoritäre Staat.

Und irgendwann kam der Funke, der das Faß zur Explosion brachte, die Erhöhung der Straßenbahntarife in einer konzertierten Aktion von etablierten Parteien, Staatsbürokratie und Gewerkschaftsapparat. All der Haß dieser Jahre auf die uns drangsalierenden Erwachsenen, sei es zu Haus, in den Betrieben oder in den Schulen: hier kam er zum Ausbruch. Und das Zuschlagen der Polizeiknüppel und der mit Johlen begrüßte Einsatz der Wasserwerfer war der Beweis.

Zwei Monate nach den Bremer Straßenbahnunruhen schrieb ich in der Zeitung "a", die garniert war mit einer Beardsley-Zeichnung, einen Artikel über den Bremer Polizeipräsidenten und sein Verhalten bei den Straßenbahn-Demonstrationen, daß mit folgendem Zitat endete:

"Keine abstrakte Einsicht in den repressiven Charakter des Systems kann die physische Erfahrung der Unterdrückung ersetzen. (...) Mit diesen Mitteln hat der staatliche Gewaltapparat bereits einen harten Kern von Oppositionellen ausgebildet. In den kommenden Jahren werden Tausende diese Hochschule der Revolution durchlaufen. Damit schafft sich das System Feinde auf Lebenszeit. Die Erfahrungen, die heute auf Polizeiwachen, Amtsgerichten, Verfassungsschutzämtern und in Untersuchungsgefängnissen gesammelt werden, sind die einzig wahre Staatsbürgerkunde, welche diese Republik zu bieten hat."
(H.M.Enzensberger - Berliner Gemeinplätze)

Ich weiß noch, wir haben die Zeitung an einem Sonnabend verteilt. Da dem Polizeipräsidenten in dem Artikel faschistoides Denken unterstellt worden war, und - natürlich - wegen der obszönen Beardsley-Zeichnung, drei Phantasiewesen mit übergroßen erigierten Penissen (sie ist dann in Zadeks Film: "Ich bin ein Elefant, Madame" eingebaut worden), wurde sie sofort an allen Bremer Schulen verboten. Ich erinnere mich noch genau, wie der Französisch-Lehrer, unter uns Schülern als scharfer Hund bekannt, in unseren Klassenraum schoß, die Klassentür hinter sich zuknallte, und mit einer wortlos-drohenden Gebärde für absolutes Schweigen sorgte. Allen war klar, was jetzt kommen und wen es treffen würde, - die Frage war nur Wie!

Er machte es diesmal genießerisch-langsam, indem er seinen roten Lehrerkalender zückte, den Kugelschreiber in die rechte Hand nahm, und, in dem er beide 'ee's' langdehnend betonte, mich mit: "Herr Streese..." aufrief, und dabei ließ er sich jedes Wort förmlich auf der Zunge zergehen, so, als würde er so schnell einen solchen Leckerbissen nicht wieder bekommen, "..., dann wollen wir doch mal sehen, was Sie denn außer Zeitungsartikel-Schreiben noch so können...! Nach Vorne kommen!" Die letzten drei Worte waren Pistolenschüsse, sie sollten töten.

Ja, das waren ihre Methoden - und deshalb haben wir sie so gehaßt.

Noch am gleichen Tag wurden Michael Schulz, Christoph Köhler und ich (die verantwortlichen Redakteure der Zeitung) vom Unterricht suspendiert und am Montag darauf von unseren Schulen relegiert.

Endlich. In diese Schule brauchten wir nicht mehr zu gehn.

Unsere Relegation hat die Bremer Schülerschaft, vor allem meiner Schule noch ein ganzes Jahr beschäftigt, mit Schulstreiks, fast täglichen Flugblättern, Teach-Ins auf den Schulhöfen und Klassenzimmern, mit Unterrichts- und Abitursboykotten. Die Solidarität, die wir von den Mitschülern bekamen, war großartig und mutig, denn das Wirtschaftsgymnasium war damals für diese Schüler die einzige Möglichkeit, mit der mittleren Reife noch zum Abitur zu kommen - entsprechen total war ihre Abhängigkeit von der Macht dieser Lehrer. Die Angst vor ihnen saß in dieser Schule deshalb besonders tief. Sie solidarisierten sich nicht mit dem, was wir geschrieben hatten, sondern mit unserer Haltung, das zu schreiben, was wir für richtig hielten, und sie solidarisierten sich gegen diese mit allen Mitteln des Zwangs, der subtilen Gewalt, der Angst gegen die Schüler arbeitenden Lehrer, für die die Exekutierung des Schülers vor der versammelten Mannschaft (Klasse) mittels der Zensurierung in ihrem kleinen roten Lehrerkalender immernoch in den gleichen rituellen Formen vorgenommen wurde, wie es für öffentliche Züchtigungen bis hinein ins 19. Jhdt. gängig war; nur: hier wurde nicht mehr der Körper gezüchtigt, sondern die Seele.

Das haben wir ihnen nie verziehen. (Wer hier genaueres wissen will, lese nach bei Friedrich Thiemann: Schulszenen. Vom Herrschen und Leiden, Frankfurt a.M.1985.) Auf der Straße haben wir es ihnen dann, 1968, zurückgezahlt.

UNSERE UNFÄHIGKEIT ZU TRAUERN

Warum dies alles nach 24 Jahren noch beschreiben?

Weil uns hinter unserem Rücken unsere Vergangenheit wieder einholte: Nur wenige Jahre nach den befreienden Erfahrungen in den antiautoritären Strukturen der Bewegung, schufen wir uns Organisationen, in denen das kleinbürgerlich-spießige Klima von Mißtrauen, Bevormundung, von Freund-Feind-Schemata bis in die eigenen Reihen hinein herrschte, gegen das wir so vehement bei unserer Elterngeneration aufgestanden waren und das nun, nur unter revolutionärem Vorzeichen, uns als Heil dünkte. Das will immernoch begriffen werden. Es ist die Suche nach dem, was man biographisch als eigenes "Kontinuum" (Jean Liedloff) verstehen kann: über die Brucherfahrungen des eigenen Lebens dem nachzuspüren, was sich darin als innere Struktur widersprüchlich gehalten hat, gegen allen erklärten Willen.

Es ist die Frage nach unserem Umgang mit uns selbst in den politischen Zusammenhängen. Es ist die Frage nach dem bewußt gestalteten oder erlittenen Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Institution, Organisation, Masse oder Bewegung. Wonach suchen wir dort, als wir uns engagieren?

Wir suchten nach dem neuen Menschen, aber wir waren noch mit dem Instrumentarium des alten ausgestattet. Wir wollten den neuen Menschen erziehen und scheiterten daran, uns selbst zuerst zu erziehen. Wir suchten zunehmens die Ziele außen und vergaßen dabei mehr und mehr unsere inneren Ziele, die dafür ein Korrektiv gewesen wären. Der einzelne galt immer weniger. Die 'Masse' wurde zum Identifikationsobjekt, wenn sie nur die richtige 'Linie' hatte. Das machten wir, die **wir** uns in den sechziger Jahren gegen die normierende Masse aufgelehnt hatten.

Sich gegen die Masse zu stellen, sich gegen die darin enthaltene 'Sicherheit' der Identifikation zu stellen, ist ein schmerzhafter und zutiefst verunsichernder Prozeß, der uns wieder in den Status von Einzelwesen versetzt, die sich neu definieren müssen. Aber das ist der Preis, den wir für soziale und politische Lebendigkeit zahlen müssen.

Die Unfähigkeit zu trauern, die wir von unseren Eltern mitbekommen haben, die Unfähigkeit, die Verunsicherung zu ertragen, daß etwas nicht mehr geht und eine neue Perspektive noch nicht da ist, führt in der Regel dazu, in unablässigem "Tun" die aufscheinende Wahrnehmung der Unsinnigkeit des eigenen Tuns abzuwehren.

Darum ist es in sozialen und politischen Zusammenhängen fast unmöglich, das eigene Tun und Handeln für einen Moment mit den Augen anderer anzusehen und die Frage zu beantworten, wie es wohl von anderen wahrgenommen wird. Heute nennt man das Streitkultur. Da sind wir erst am Anfang. Erfahrungen aus der Kinheit haben ein zähes Leben.

Die meisten Menschen scheinen die Vorstellung nicht auszuhalten, daß es einen Unterschied gibt zwischen dem Bild, das sie von sich haben oder haben möchten, und dem, welches sich andere von ihnen machen.

Eine Erklärung scheint mir Norbert Elias' Hinweis zu geben, daß Menschen sich wohl immer mit "*einem schimmernden Panzer von Phantasien vor vergangenem, gegenwärtigem und zukünftigem Leiden schützen*" müssen (Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I, Frankfurt am Main 1983, S. 67). Darin ist die Erkenntnis angedeutet, daß zwischen Individuen und der Welt, der Gesellschaft, der Gruppe, der Freundschaft eine unüberbrückbare, prinzipielle Differenz besteht und diese als Leid erfahren wird.

Das macht die ganze Schwierigkeit in der sozialen und politischen Arbeit aus, daß Menschen sich selbst nur ändern können, indem sie sich selbst mit den Augen eines Fremden ansehen lernen, und daß dieses Nicht-identisch-Sein mit Leid verbunden ist. Nur: Allein das Nicht-identisch-Sein läßt überhaupt die Möglichkeit von selbst verantworteter Veränderung zu.

Wir sind zugleich Einzelwesen (und damit prinzipiell einsam) und soziale Wesen, und erleben diese beiden Pole als Spannung in uns. Deshalb sind wir meist bestrebt, der Spannung auszuweichen, indem wir uns dem einen oder anderen Pol zuneigen. Dann müssen wir die andere Seite sozusagen in uns beständig ausklammern, abwehren. Diesem unbewußten Vorgang entgehen wir nur, wenn wir die Spannung als grundsätzlich zu uns gehörig anerkennen und es darum geht, die Pole beständig in eine Balance zu bringen.

Soziale Masse und individuelle Existenz schließen einander aus und gehören zugleich zusammen. Für uns bedeutet das, trauernd innehalten zu können, um uns immer wieder dem *Verlust* all unserer zeitweiligen Sicherheiten, hehren Ziele und heimatlichen Gefühle überlassen zu können. Erst dann können wir in uns Utopie und Realität integrieren, in dem wir, was sich historisch oder biographisch real nicht verwirklichen läßt, als reales Ziel aufgeben und innerlich umformen.

Erst dies macht uns zu freien, autonomen, widerständig lebenden und denkenden Individuen, die wir damals so dringend für uns als Vorbilder gesucht hatten in der einengenden Gesellschaft der 60er Jahre.

BIOGRAFISCHE NOTIZ

1947 geboren, ließ der häusliche Garten und später die noch unbegradigten Weserufer Forscherinstinkte wach werden. Die staatlichen Schulen wußten diese herumflänierenden Interessen nicht recht zu würdigen, andererseits fand ich mich nicht in ihrer Kästchenwelt zurecht. Wir trennten uns und ich bekam in der Waldorfschule neue Entwicklungsmöglichkeiten.

1966 startete ich einen zweiten Versuch mit der Staatsschule. Die gleichen Konflikte, nur, diesmal war die Situation anders: ein paar andere dachten und fühlten ähnlich und zusammen machte es uns nun mordsmäßig Spaß, die Welt der Nach-Adenauer-Ära durcheinanderzuwirbeln.

Zu Schreiben angefangen, als Gedrucktes noch Wirkung hatte; Herausgeber der Zeitung "a", Vorsitzender der Bremer Schüler-Presse und in den Vorstand des Bremer Schülerrings gewählt, danach USB.

Trotzdem kommt es zum Abi und dann - endlich - Studium der Literaturwissenschaften, Politik und Philosophie in Berlin, danach reizte mich das Bremer Modell. 1972 -75 Tutor, stud. Mitglied der Berufungskommission Ästhetik und Kommunikation. Parallel dazu Volontariat und eigene Filme beim Fernsehen.

Staatsexamen 1975, 15 Jahre Jugend- und Bildungsarbeit in der Jugend- und Erwachsenenbildung.

Seit 1991 Leiter der Medienwerkstatt NEUE HORIZONTE und Arbeit als freier Filmmacher und immer noch bei dem Versuch, "daß Leben als Leichtigkeit an der Front" zu begreifen.

Seit 1999 streese.film.produktion, eigenes digitales Equipment.
Auftragsproduktionen im Bereich Industriefilm, Imagefilm, Informationsfilm; eigene Produktionen im langen Dokumentarfilm, Kurzfilm.